

Zwei Erlebnisse mit Papier



Zugabe

Manfred Papst

Gerade komme ich vom Einkaufen. Ich habe vier duftende Rispenmatten eingekauft und eine Kugel Bufala-Mozzarella, Stangenbrot dazu. Das gibt ein schönes Abendessen mit meiner Liebsten! Balsamico und Olivenöl, Pfeffer und Salz haben wir daheim. Habe ich bei meiner Aufzählung etwas vergessen? Ja! Ich habe auch noch dreissig Rollen Klopapier gekauft. Sonderangebot, klar. Man muss ja langfristig planen.

Ein bisschen peinlich ist es mir immer, wenn ich solche Sachen per pedes nach Hause schleppe. Andere fahren mit ihrem Offroader diskret zum lokalen Laden, lassen ihren Motor laufen und wuchten das Klopapier souverän hinter ihre getönten Scheiben. Ich dagegen bin seit zehn Jahren bei Mobility, habe und will kein eigenes Auto mehr. Tolle Sache! Aber zu teuer zur Erwerbung einer Jumbo-Packung Klopapier. Also laufen! Und weil ich jeden in unserem Ort kenne, mangelt es nicht an spöttischen Kommentaren: «Offenbar hast du Grosses vor!»

Folgende Szene stelle ich mir bisweilen vor: Ein belebter Platz. Denkwürdige Architektur ringsum, Türme, Säulen, Karyatiden. Eisdielen und Kebabstände dazwischen. Zwei junge Menschen gehen eiligen Schrittes aufeinander zu. Hübsch sind sie, und sie haben einander noch nie gesehen. Beide tragen zufällig riesige Pakete mit Klopapierrollen unter dem Arm. Das bemerken sie im gleichen Augenblick. Sie müssen prustend lachen, sehen sich in die Augen, lassen die Pakete fallen und umarmen sich unvermittelt. Liebe auf den ersten Blick! Seit her sind sie ein glückliches Paar, und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute.

Wer viel Papier kauft, gleich welcher Art, bekommt bisweilen auch etwas Papier zurück. Mindestens den Kassenzettel. Ich habe indes bei meinem erwähnten Einkauf ungefragt noch ein Geschenk erhalten, nämlich nicht weniger als fünf Zweierbriefchen mit Panini-Bildchen im Hinblick auf die bevorstehende Fussballweltmeisterschaft in Russland. Verückt habe ich die goldgeränderten Porträts betrachtet. Mathew Leckie spielt für Hertha BSC Berlin und tritt für Australien an. Maya Yoshida (Southampton) spielt für Japan, Samuel Umtiti, Legionär beim FC Barcelona, für Frankreich.

Seit fünfzig Jahren habe ich solche Bildchen nicht mehr in der Hand gehabt. Damals gab es die sogenannten «Hockey-Bildli». Sie hatten einen wunderbaren Glanz, und als Davoser Buben tauschten wir sie unermüdet. Nicht ohne Folge: Als mein Primarschulkamerad Hanspeter mit einer Handvoll verhandelbarer Bildchen anrückte, rannte ich so übereifrig die Treppe hinab, dass ich stürzte und mir eine heftig blutende Wunde an der Schläfe zuzog, die im Spital genäht werden musste. Noch heute kann man sie sehen. Man muss allerdings recht genau hinschauen.



Ein Land aus Sprache als Ersatz für einen fehlenden Staat: Palästinenser besuchen eine Buchmesse in Gaza-Stadt. (9. April 2017)

Exil ist ihr Leben

Während Israel 70 Jahre Staatsgründung feiert, gedenken die Palästinenser der Nakba, der Flucht, der Diskriminierung, die sie seither erleiden. Es ist auch das dominierende Thema der palästinensischen Literatur. **Von Susanne Schanda**

Es ist eine Erfahrung, die ein ganzes Volk prägt: «Ich hatte von Anfang an dieses Stigma des Flüchtlings in mir, in meinem Körper, in meinem Gesicht, in meiner Seele», erzählt die 34-jährige palästinensische Autorin und Schauspielerin Mira im Telefongespräch mit der «NZZ am Sonntag». Ihr Vater war 1948 als Kind mit seinen Eltern nach Libanon geflüchtet. Mira wurde im Bürgerkrieg geboren. «Meine Eltern flohen mit uns Kindern von einem Ort zum nächsten. Schliesslich baute mein Vater an einem verlassenem Ort am Rand der Berge ein einfaches Haus aus Holz und Steinen.»

Miras «Flüchtlingslager» war einsam, «ein Lager ausserhalb des Lagers». Weil sie mit ihrer Familie allein war, sprach sie mit Blumen und Vögeln und fand ein enges Verhältnis zur Natur. Später besuchte sie eine libanesische Mädchenschule, las Gedichte und Romane und beschloss, Schriftstellerin zu werden. Ihr Traum: «Meine Bücher sollen einst Grenzen überwinden, die ich selbst nicht überwinden kann.»

Mira Sidawi ist eine junge Stimme der palästinensischen Literatur. Anders als die israelischen Autoren ist diese bei uns kaum bekannt. Dabei begegnet uns der Konflikt, der sie antreibt, fast täglich in den Nachrichten. Als 1948 in Palästina der Staat Israel gegründet wurde, musste ein Teil der arabischen Bevölkerung fliehen. Dieser Staat hat sie bis heute nicht, inzwischen sind die Urenkel der damals Geflüchteten Flüchtlinge und leben überall verstreut.

Mira Sidawi schreibt wie viele palästinensische Autoren von dieser Erfahrung - auch in ihrem noch unveröffentlichten Roman «Sag dem Schlaf, er soll schlafen». Daraus hätte sie in der vergangenen Woche im Lite-

raturhaus Zürich lesen sollen. Sie war als Gesprächspartnerin des syrischen Autors Khaled Khalifa in der Reihe «Insight Nahost» eingeladen. Doch sie erhielt das Visum nicht rechtzeitig. Verzweifelt, hilflos und zornig stellte sie ein kurzes Video von sich auf Facebook mit dem Titel «Warum wir wütend sind» und zählte auf: Dass sie nach stundenlangem Anstehen für ein Visum im Formular bei Nationalität «staatenlos» ankreuzen muss; dass sie am Morgen in Frieden ihren Tee trinken möchte und in den Nachrichten hört, dass in Gaza wieder Palästinenser erschossen wurden; dass sie den Dreck und das Elend in den Flüchtlingslagern sieht und die Welt sich nicht kümmert. «Wir leiden an fehlender Identität, an fehlender Würde.»

Palästina noch nie gesehen

Mira Sidawi lebt heute mit ihrem Mann in Beirut. Das Flüchtlingslager, in dem viele ihrer Freunde leben und in dem sie als Sozialtherapeutin gearbeitet hat, ist ihr zur Chiffre für die palästinensische Existenz und Identität geworden. Der Protagonist ihres Romans ist ein Aussenseiter, der mehr hört, sieht und fühlt als andere, aber nicht spricht. Anis der Stumme lebt am Rand von Beirut im Flüchtlingslager Al-Burj mit seinen engen Gassen und herunterhängenden Strom- und Telefonkabeln. Durch seine Augen sehen wir den Alltag von Menschen, die ihr Leben lang Flüchtlinge bleiben. Er verkörpert Schönheit inmitten von Schmutz und Elend.

Obwohl Mira Sidawi Palästina nie gesehen hat, ist es die palästinensische Sache, die ihr Schreiben antreibt. «Mein Land neben mir geht kaputt, und ich kann nichts tun. Ich fühle mich wie eine behinderte Person, wie im Gefängnis, selbst hier im Libanon.»

Der Verlust der Heimat und die Sehnsucht danach, die beschädigte Identität sind nicht



Will mehr Würde: Mira Sidawi.

nur bei physisch exilierten Autoren das vorherrschende Thema, sondern auch bei palästinensischen Schreibenden in den besetzten Gebieten und in Israel. Sie leben auf dem Boden der einstigen Heimat im Exil. Der vor zehn Jahren verstorbene palästinensische Lyriker Mahmud Darwisch schrieb in einem Gedicht: «Wir haben ein Land aus Worten».

Sayed Kashua stammt aus einem palästinensischen Dorf bei Jerusalem und setzt sich in zahlreichen Romanen mit der schwierigen Identität der arabischen Israeli auseinander, etwa in «Zweite Person Singular» oder «Tanzen der Araber». Er schreibt auf Hebräisch, wird deshalb von vielen Palästinensern des Verrats an der palästinensischen Sache bezichtigt und zugleich von Israelis als Araber diskriminiert. Dieses Dazwischen-Sein frustrierte ihn zunehmend. 2014 gab er diesen Kampf auf und emigrierte mit seiner Familie in die USA.

Zu den bekanntesten palästinensischen Autorinnen gehört die aus Nablus im besetzten Westjordanland stammende Sahar Khalifa. Neben Besatzung, Vertreibung und Diskriminierung der palästinensischen Bevölkerung ist die Stellung der Frau in der traditionellen palästinensischen Gesellschaft ihr Thema. Während vieler Jahre engagierte sie sich zudem in sozialen Projekten im Westjordanland. Heute lebt sie in Amman.

Palästinensische Literatur ist selten leichte Kost. Sie ist geprägt von einer Realität aus Schmerz, Wut und Sehnsucht. Soeben hat der jordanisch-palästinensische Autor Ibrahim Nasrallah für seinen Roman «Der zweite Krieg des Hundes» den Arabischen Booker-Preis 2018 gewonnen. Ein schwarzer Zukunftsroman über Extremismus und blindwütiges Töten. In seiner Dankesrede erklärte er: «Bücher sind keine Schmerztabletten.» Im Gegenteil.

Palästinensische Literatur ist selten leichte Kost. Sie ist geprägt von einer Realität aus Schmerz und Sehnsucht.